

Zeitschrift: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich
Herausgeber: Antiquarische Gesellschaft in Zürich
Band: 72 (2005)

Artikel: Fremd sein in Zürich : ostjüdisches Leben an der Sihl
Autor: Huser, Karin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1045415>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Annette, Sophie (hintere Reihe von links nach rechts), Vera, Marie, Benni und Martha Kirschbaum (vordere Reihe von links nach rechts) lebten mit ihren Eltern Josef und Lisa Kirschbaum-Dumtschin in Zürich-Wiedikon, später in Schlieren. Josef und Lisa Kirschbaum waren während der Revolution von 1905 von Nischni Nowgorod nach Zürich ausgewandert. (Privatbesitz Vera Grässlin-Bodenmann)

Fremd sein in Zürich – Ostjüdisches Leben an der Sihl

Karin Huser

In den vier Jahrzehnten vor und nach 1900 kam eine beachtliche Anzahl Jüdinnen und Juden aus dem Zarenreich nach Zürich. Dieser Beitrag befasst sich mit der Frage, wer die Zugewanderten waren, wie sie an ihrem neuen Wohnort lebten, wo und wie der Kulturtransfer zwischen der zugewanderten und der eingessessenen Bevölkerung fassbar wurde.¹ Basierend auf dem so genannten Hybriditätskonzept sollen die Ostjüdinnen und Ostjuden, eine Bevölkerungsgruppe, die sich durch eine polykulturelle Wesensart auszeichnete, in ihrem neuen Wohn- und Lebensumfeld in Zürich näher betrachtet werden. Mit dem Hybriditätskonzept, welches sich durch Dynamik auszeichnet, wird versucht, der Vermischung unterschiedlicher Traditionen und Lebensweisen, der Multipolarität von Erklärungsmustern der Selbst- und Fremdwahrnehmung sowie allem, was unter einem breit gefassten Kulturbegriff subsumiert werden kann, gerecht zu werden. Der Begriff der Hybridität ersetzt denjenigen der Multikulturalität, welcher auf einem statischen Kulturkonzept beruht.²

Als quantitative Basis dient eine von mir erstellte Datenbank, die sich im Wesentlichen auf die Einbürgerungsprotokolle der bürgerlichen Abteilung des Zürcher Stadtrates der Jahre 1870 bis 1965 stützt.³

Der historische Hintergrund

Zwischen 1880 und dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs emigrierten über drei Millionen Jüdinnen und Juden aus den Gebieten des ehemaligen Zarenreichs. Dieses umfasste – bezogen auf das Hauptsiedlungsgebiet der gemeinhin als «Ostjuden» bezeichneten Bevölkerungsgruppe – Russland, Polen, Österreichisch Galizien, Weissrussland, die Ukraine und Litauen. Die grosse Mehrheit dieser Emigranten wählte die Vereinigten Staaten von Amerika, Belgien, die Niederlande, das Deutsche Reich, Frankreich sowie Palästina als Auswanderungsziel. Auch wenn sich die ostjüdische Zuwanderung in die Schweiz im Vergleich zu andern Ländern zahlenmässig in engen Grenzen hielt, so spielten die ostjüdischen Zuwanderinnen und Zuwanderer für das kulturelle Leben der Stadt Zürich in den ersten Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Die Auswanderung aus den ursprünglichen Lebensgebieten hatte verschiedenartige Gründe: Zum einen hatte die Schaffung von Staatsmonopolen im Zarenreich und in Polen im 19. Jahrhundert zwangsläufig zur Verdrängung der traditionellen jüdischen Berufszweige, des Kleinhandels und des Gewerbes, geführt. Die Folge davon war eine enorme Arbeitslosenrate unter der jüdischen Bevölkerung. Dadurch sahen sich Tausende von Juden gezwungen, ihre Heimat zu verlassen. Die schlechte Wirtschafts-

lage war über die ganze Zeitperiode hinweg die wesentliche Ursache für die Auswanderung. Aber auch antijüdische Massnahmen der jeweiligen Regierungen oder die traditionell antisemitische Gesinnung der Bevölkerung, die mehrmals in Pogrome ausartete, führten zum Entschluss, auszuwandern. Nicht selten brachten die antisemitischen Ausschreitungen das Fass zum Überlaufen und verstärkten die aufgrund der prekären wirtschaftlichen Situation bereits latent vorhandene Absicht, das Land zu verlassen.⁴

Wer waren die «Ostjuden»?

Zunächst muss der Begriff «Ostjuden» beziehungsweise «Ostjudentum» geklärt werden. Er wurde am Ende des 18. Jahrhunderts von westjüdischer Seite geprägt mit dem Zweck, sich selbst von den aus westjüdischer Sicht «armen, rückständigen, minderwertigen» Juden aus dem Osten Europas abzugrenzen. Die sich als aufgeklärt verstehenden Juden Westeuropas waren in ihrer Selbstwahrnehmung die «richtigen» Juden, die sich von den Glaubensbrüdern aus den osteuropäischen Ländern distanzieren wollten. Trotz der ideologischen Besetztheit des Begriffs hat er sich durchgesetzt und wird heute in der Historiografie als offizielle Bezeichnung verwendet, um die beiden Kulturtypen des west- respektive osteuropäischen Judentums zu unterscheiden.

Wie bei allen Gruppenbezeichnungen besteht auch beim Begriff «Ostjudentum» die Gefahr der falschen Prämisse, es sei damit eine homogene, in sich abgeschlossene Kulturgruppe gemeint. Gerade auf Ostjuden trifft dies aber in keiner Art und Weise zu, sondern es ist vielmehr der hybride Charakter, der diese Gruppe auszeichnet. Wesentliche Unterschiede bei den Ostjuden ergaben sich schon allein durch die verschiedenartigen Herkunftsorte und Lebensumstände: Die Herkunft aus ländlichen Gebieten, aus grossen oder kleineren Städten wirkte prägend auf die berufliche und soziale Stellung, aber auch auf den kulturellen Hintergrund. Wenn es die übereinstimmende jüdische Erfahrung gibt, in einer Welt von mindestens zwei Kulturen zu existieren, nämlich jener der Juden und derjenigen ihrer Nachbarn, so lebten die Ostjuden in einer multisprachlichen, -religiösen und -politischen Gesellschaft. Dies führte zu komplexen Beziehungsgeflechten.⁵ Darüber hinaus haben die Ostjuden sich selbst nie als homogene Gruppe verstanden. Das zeigt unter anderem die Tatsache, dass sie auch in ihren späteren Gastländern gerne unter ihresgleichen verkehrten. So unterschieden die ostjüdischen Zuwanderer auch in Zürich zwischen «Russen», «Polen» oder «Polacken» und «Galizianern», die je eigene Landsmannschaften bildeten.

Bezüglich der sozioökonomischen Situation entstammten die meisten ostjüdischen Zugewanderten eher ärmlichen Verhältnissen. Die Berufsstruktur der ersten Einwanderergeneration sah sehr ähnlich aus wie diejenige der ostjüdischen Bevölkerung in den Herkunftsländern. Rund die Hälfte aller Berufstätigen war im kaufmännischen Bereich beschäftigt (bei den galizianischen Juden waren es fast siebenzig Prozent), je knapp ein Sechstel im Gewerbe und im akademischen Bereich.⁶

Inwieweit Zürich als das eigentliche Ziel der Auswanderung oder nur als Durchgangsstation gedacht war, lässt sich nur in den wenigsten Fällen nachweisen. Tatsache

ist, dass sich zwischen 1880 und 1939 rund 1'500 Ostjuden allein oder mit ihrer Familie in der Limmatstadt niederliessen. Diese Zahl bezeichnet aber lediglich diejenigen Zuwanderer, die später einen Einbürgerungsantrag stellten. Eine eindeutige Zahl, zu welchem Zeitpunkt es in Zürich wie viele Ostjuden gab, ist nicht eruierbar. Das statistische Jahrbuch von Zürich unterscheidet beispielsweise nicht zwischen Ost- und Westjudentum, sondern nennt nur Zahlen für all diejenigen Einwohner, die sich selber als jüdisch bezeichneten. Bei der Herkunft der Zugewanderten wird zwar in der städtischen Statistik zwischen Angehörigen des Russischen Reichs und Polen unterschieden; Galizien zum Beispiel, das bis zum Ersten Weltkrieg zu einem wesentlichen Teil zu Österreich gehörte, ist als geografischer Raum hingegen nicht fassbar. Ausserdem wird bei den Herkunftsländern nicht nach dem religiösen Hintergrund gefragt, so dass aufgrund der Zahlen unklar bleibt, wie hoch der ostjüdische Anteil war. Die einzige Vergleichsmöglichkeit ist eine Zahl, welche das Statistische Amt der Stadt Zürich zwischen 1911 und 1917 im Zusammenhang mit den verschärften Einbürgerungsbestimmungen für Ostjuden erhoben hat. Danach kamen in dieser Zeitperiode 7'997 Ostjuden nach Zürich.⁷ Aus meiner Datenbank ergibt sich für dieselbe Periode die Zahl von 756 Zugewanderten, die ein Einbürgerungsgesuch gestellt haben, was knapp zehn Prozent der Gesamtzahl von 7'997 entspricht. Geht man davon aus, dass dieser Anteil für die ganze Zeitspanne von 1880 bis 1965 ähnlich bleibt, ist anzunehmen, dass mit dieser Auswahl ungefähr ein Zehntel des gesamten Zürcher Ostjudentums erfasst wurde. So können wir davon ausgehen, dass im genannten Zeitraum zumindest vorübergehend rund 15'000 Ostjüdinnen und Ostjuden in Zürich gelebt haben.

Die grösste Einwanderungswelle lag zwischen der Jahrhundertwende und dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs.

Fremde unter Fremden: Das «Schtetl» in Aussersihl

Ähnlich wie andere nationale Minderheiten konzentrierten sich auch die ostjüdischen Immigrantinnen und Immigranten in Zürich auf bestimmte Stadtgebiete.⁸ Es waren dies Aussersihl und Wiedikon, die bis zur ersten Eingemeindung von 1893 noch eigenständige Gemeinden waren, danach zusammengefasst bis 1912 als Kreis 3 zur Stadt Zürich gehörten. Das ist kein Spezifikum für Zürich, sondern ein Charakteristikum auch in andern Städten wie zum Beispiel Berlin oder Wien. In Zürich liessen sich die Westjuden ursprünglich vor allem in den Stadtkreisen eins und zwei (Altstadt und Enge) nieder, während sich die zeitlich etwas später ankommenden Ostjuden auf die Stadtkreise drei und vier (Aussersihl und Wiedikon) konzentrierten.⁹ Ein wesentlicher Grund für die Wahl Aussersihls und Wiedikons als Wohnort der Ostjuden dürfte darin gelegen haben, dass sich die Zugewanderten aus dem Osten, die mehrheitlich den unteren sozialen Schichten angehörten, von den hybriden Arbeiterquartieren Zürichs angezogen fühlten. Die ostjüdischen Zuwanderer mögen sich in dieser Umgebung wohler gefühlt haben als unter der wirtschaftlich besser situierten Zürcher Gesellschaft jenseits der Sihl. In Aussersihl gab es viele Ausländer, allen voran die Italiener, die sich dort bereits etliche Jahre vor den Ostjuden niedergelassen hatten. Dazu kam, dass die traditionellerweise im Schneidergewerbe tätigen Ostjuden in Aussersihl die



Antoinette (links) und Vera Bodenmann in der Uniform der kommunistischen «Pioniere» in den dreissiger Jahren. Es handelt sich um zwei Enkelinnen von Josef und Lisa Kirschbaum-Dumtschin. (Privatbesitz Vera Grässlin-Bodenmann)

Die Purim-Theaterraufführung des Bne Akiwa Zürich ist ein Beispiel für den kulturellen Austausch zwischen den ostjüdischen Zuwanderern und den lokalen Gepflogenheiten: Einerseits inszenierte Chana Berlowitz das traditionelle Purim-Spiel am Hof des Königs Achaschwerosch, andererseits sangen die als Bäcker verkleideten Kinder das an Zürcher Volksschulen beliebte und allseits bekannte Lied «Mir sind die chline Zuckerbäcker» («Wir sind die kleinen Zuckerbäcker»). (Privatbesitz Itta Shedletzky)

besten Arbeitsmöglichkeiten fanden, da es dort besonders viele Konfektionsfabriken und Schneiderwerkstätten gab. Für die Wahl des nachmaligen Kreises 3 dürfte auch gesprochen haben, dass sich Aussersihl seit 1890 in einer starken Aufbauphase befand, in der ganze Häuserzeilen neu entstanden. Diese Quartiere zogen auch die Neuankömmlinge aus dem Osten an. Für die später hinzukommenden Einwanderer war es naheliegend, sich in der Nähe von ihresgleichen niederzulassen oder gar vorübergehend eine Bleibe bei ihnen zu suchen. Die gemeinsame Herkunft und das in den Herkunftsländern erlebte ähnliche Lebensschicksal zeigten dabei zweifellos identitätsstiftende und verbindende Wirkung, die bis zu einem gewissen Grad auch die regionalen Unterschiede der verschiedenen Herkunftsgegenden der Zugewanderten in den Hintergrund treten liessen.¹⁰ Hatten sie ökonomisch erst einmal Tritt gefasst, suchten sie sich in derselben Gegend einen festen Wohnsitz.

Aufbau einer ostjüdischen Infrastruktur

Die Ostjuden in Aussersihl bauten bald nach ihrer Ankunft auf die eigenen Bedürfnisse abgestimmten Institutionen auf: Es waren dies zunächst einmal Betlokale. Die verschiedenen Glaubensgemeinschaften hatten je nach ihrer Herkunft und Tradition ihre eigenen kleinen Bethäuser, so genannte Schtiblach. Der unterschiedliche Grad der Orthodoxie führte dazu, dass sich immer wieder kleine Gruppen von den bestehenden Glaubensgemeinschaften abgespalteten. Die meisten Ostjuden in Zürich schlossen sich dem Bestattungsverein «Agudas Achim» («Vereinigung von Brüdern») an, den der aus



Odessa zugewanderte Ostjude Pinkus Ziporkin 1912 ins Leben gerufen hatte. Erst sechs Jahre später bezeichnete sich der Verein als «Jüdische Gemeinde».¹¹

Ebenso wichtig wie die Betlokale waren die Geschäfte mit einem Angebot, das es den praktizierenden Ostjuden erlaubte, die koscheren Speisegesetze einzuhalten. Seit 1903 existierten an der Bäckerstrasse eine Mazzothandlung und ein Spezereiladen an der Glasmalergasse. Ausserdem gab es die Bäckereien Izbicki und Epstein, das «Delikatessen-Geschäft» von Salomon Fuchsmann beim Hauptbahnhof, die Spezerei-handlung Wolodarsky an der Ämtlerstrasse, den Fischladen von Simon Samodumski an der Hohlstrasse, die koscheren Metzgereien an der Hornergasse, Gerbergasse und Badenerstrasse, den Zeitungs- und Zigarettenladen Davidoff an der Langstrasse, das grosse und angesehene Textilwarengeschäft von Israel Rottenberg an der Sihlstrasse, das «Schweizer Tricothaus Leibowicz» an der Ecke Bäcker-/Pflanzschulstrasse, die Textilwarengeschäfte der Brüder Rubinfeld an der Langstrasse, die bis heute in Familienbesitz sind, ebenso wie das Haushaltwarengeschäft Schmuklerski an der Badenerstrasse. Auch das Kino «Wunderland» an der Ecke Militär-/Langstrasse war in ostjüdischem Besitz.¹² Im Geschäftsleben berücksichtigten sich die ostjüdischen Gesinnungsgenossen und sicherten sich so gegenseitig die Existenz. Da man sich unter den Zugewanderten auch gegenseitig aushalf, entstand ein reger Tauschhandel. So bestand von den Lebensbedingungen her kein Grund, Aussersihl zu verlassen. Eine Ausnahme bildeten jene Personen, die als Kleinhändler und Hausierer weit über Zürich hinaus kamen. Die Regel war, dass man sich nur ausnahmsweise ausserhalb der gewohnten Umgebung aufhielt. Das ostjüdische Leben spielte sich klar jenseits der Sihl ab, und nur selten «verirrte» sich einer der Zugewanderten an die Bahnhofstrasse.

Generationenwechsel

Die verbreitete Meinung, es habe sich bei den ostjüdischen Zuwanderern vor allem um religiöse, der Tradition verbundene Menschen gehandelt, die sich ausschliesslich mit dem Kleinhandel und -gewerbe beschäftigten, muss relativiert werden.

Längst nicht alle ostjüdischen Zugewanderten waren religiös oder hatten das Bedürfnis, sich einer der jüdischen Gemeinden in Zürich anzuschliessen. Ausserdem muss bei der Frage, inwieweit sie ihre kulturelle Eigenständigkeit bewahrten und wie gross ihre Anpassungsbereitschaft war, zwischen der ersten Einwanderergeneration und ihren Nachkommen, die in der Schweiz geboren wurden oder zumindest dort aufwuchsen, unterschieden werden: Die erste Generation hatte oft grosse Schwierigkeiten, sich mit den örtlichen Bräuchen und Gesetzen zurechtzufinden. Wenn dies auch längst nicht für alle galt, so war doch ein Grossteil der zugewanderten Ostjuden der herkömmlichen Lebensweise mit ihren Traditionen, Bräuchen und Gesetzen verbunden. Sie liessen sich in der Regel in denselben Wohnquartieren wie ihre ostjüdischen Gesinnungsgenossen nieder und hielten sich sowohl geschäftlich wie auch privat vorwiegend unter ihresgleichen auf. Untereinander sprachen sie Jiddisch, allenfalls Russisch oder Polnisch, ihre Deutschkenntnisse waren im Allgemeinen gering. Auf diese Weise kamen sie kaum mit der nichtjüdischen Zürcher Bevölkerung in Kontakt. Ob eher die geringe Anpassungsbereitschaft der Ostjuden oder die Abwehrhaltung der ortsansässigen Bevölkerung zu dieser starken Abkapselung des Ostjudentums beitrugen, lässt sich im Nachhinein nur schwer festlegen; vermutlich haben beide Faktoren mitgespielt. Sicher aber ist, dass die geringe Anpassungsfähigkeit der ersten Generation ein grosses Hindernis bei der Einbürgerung darstellte.¹³ Anders sieht die Situation für die Nachkommen der Zuwanderer aus: Da diese zumeist die Zürcher Schulen besucht hatten und einwandfrei Zürichdeutsch sprachen, erfolgte automatisch eine Öffnung zur einheimischen Bevölkerung hin. Dies zeigte sich vor allem darin, dass die in Zürich geborenen Ostjüdinnen und Ostjuden nicht mehr nur in den traditionellen Stadtkreisen 3 und 4 wohnten, sondern zunehmend in die Stadtkreise 1, 6 und 8 zogen, und dass sie öfters die traditionellen selbständigen Berufe der Eltern zu Gunsten einer festen Anstellung mit geregelter Arbeitszeit aufgaben und sich auch sonst in ihrer Lebensweise vermehrt an die lokalen Verhältnisse anpassten. Dies erleichterte es ihnen, das Schweizer Bürgerrecht zu erwerben, und der Besitz des Schweizer Passes wiederum trug seinen Teil zur Anerkennung in der lokalen Gesellschaft bei. Dennoch gilt auch für den eher angepassteren Teil der ostjüdischen Zuwanderer in Zürich, was generell bei Angehörigen hybrider Gesellschaften zu beobachten ist: Der Einfluss von mehreren Kulturen trägt zwar wesentlich dazu bei, den eigenen Horizont zu erweitern; diese Menschen gelangen jedoch in der Regel nicht in den Kreis der Macht- und Entscheidungsträger.¹⁴

Auffällig nicht praktizierend und den Traditionen wenig verbunden war derjenige Teil der ostjüdischen Zuwanderer, der sich politisch betätigte, was praktisch ausschliesslich im linken Bereich des Parteienspektrums erfolgte. Zu ihnen gehörten neben den in der Arbeiterbewegung bekannten Pavel Axelrod und Peter Pasternak Persönlichkeiten wie der Historiker Valentin Gitermann und der Rechtsanwalt David Farbstein, die beide für die Sozialdemokratische Partei Einsitz im eidgenössischen Parlament

nahmen. Bekannte Frauennamen sind jene der Frauenrechtlerinnen Paulette Brupbacher-Raygrodski, dritte Ehefrau des Arbeiterarztes Fritz Brupbacher, Betty Farbstein-Osterseiter, Ehefrau von Rechtsanwalt Farbstein, sowie Rosa Grimm-Schlain, die erste Ehefrau der sozialdemokratischen Galionsfigur Robert Grimm. Obwohl diese Frauen zeitlebens im Schatten ihrer berühmten Ehemänner standen, ist ihr Verdienst in der Arbeiter- und Frauenbewegung nicht minder erwähnenswert. Manchmal waren es ganze Familien, die sich politisch engagierten, wie das Beispiel der Familie Kirschbaum-Dumtschin in der kommunistischen Bewegung zeigt.¹⁵

Was die Beziehung zu ihrer nichtjüdischen Umgebung anbelangt, so zeigten die ostjüdischen Zuwanderer in der Regel wenig Interesse. Dies galt auch umgekehrt. Ein grosser Teil der zwinglianischen Zürcherinnen und Zürcher war wenig empfänglich für die fremdartig erscheinenden Zuwanderer aus dem Osten Europas, von denen in erster Linie diejenigen wahrgenommen wurden, die sich durch ihre äussere Erscheinung von der lokalen Bevölkerung unterschieden. Es war dies der traditionsverbundene und somit orthodoxe Teil der ostjüdischen Zugewanderten, die mit ihren schwarzen Mänteln und Hüten, den langen Bärten und Schläfenlocken für die übrige Bevölkerung das Fremde schlechthin verkörperten. Und da die eingesessenen Stadtbürger irrtümlicherweise wohl auch andere Flüchtlinge, die durch ihr Äusseres auffielen, für Ostjuden hielten, überschätzten sie deren Zahl bei weitem.

In Zürich gab es zudem unübersehbare Spannungen zwischen den Ost- und Westjuden, wie überall, wo die beiden Gruppierungen aufeinander trafen. Viele Ostjuden hatten den Eindruck, die Westjuden würden auf sie, die angeblich rückständigen, konservativen «Kaftanjuden», herabsehen, und warfen den Westjuden vor, sie hielten die religiösen Gesetze nicht ein. Umgekehrt fürchteten manche Westjuden, die Zuwanderer aus dem Osten könnten ihre gesicherte wirtschaftliche Stellung und das Ansehen in der Gesellschaft gefährden. Häufig waren es überdies ostjüdische Hausierer, die für westjüdische Firmen auf Provisionsbasis Ware vertrieben. Diese Tatsache dürfte dazu geführt haben, dass viele Ostjuden ihre westlichen Glaubensbrüder als überheblich empfanden. Die Kluft zwischen dem Ost- und Westjudentum in Zürich zeigt sich am deutlichsten darin, dass sich die beiden Gruppen in verschiedenen Stadtteilen niederliessen, ihre eigenen Religionsgemeinschaften gründeten und das Bestattungswesen getrennt organisierten.¹⁶ In finanzieller Hinsicht unterstützte jedoch die westjüdisch geprägte Israelitische Cultusgemeinde (ICZ) die Glaubensbrüder aus dem Osten.

Kulturtransfer – ein Gewinn für beide Seiten

Genauso wie die zugewanderten Ostjuden von den ökonomischen und soziokulturellen Verhältnissen des damals im Aufblühen begriffenen Zürichs profitierten, hatte umgekehrt die Stadt und ihre ansässige Bevölkerung einen Gewinn durch den Kulturtransfer, den die Neuzuzüger einbrachten. Die Anzahl kulturschaffender, akademisch gebildeter und politisch engagierter Ostjüdinnen und Ostjuden war beachtlich. Von ihnen waren die wenigsten religiös praktizierend, sondern zeichneten sich durch ein in der Selbstwahrnehmung aufgeklärtes, den Traditionen weniger verhaftetes



Die Talmud-Tora-Klasse der Agudas Achim im Hof des Hauses Erikastrasse 8 zu Beginn der fünfziger Jahre. Lehrer Salomon Speier, Leser Landau, Tirza Goldmann, Judith Glass, Itta Gutglück und Jules Marilus (von links nach rechts). (Privatbesitz Itta Shedletzky)

Wesen aus. Unter den zahlreichen Künstlerinnen und Künstlern sind einige besonders erwähnenswert: Zu ihnen gehört der Filmproduzent Lazar Wechsler, dessen äusserst populäre Filme «Gilberte de Courgenay», «Füsilier Wipf» und «Wachtmeister Studer» während des Zweiten Weltkriegs für die geistige Landesverteidigung der Schweiz von grosser Bedeutung waren. Dass es ausgerechnet einer der im Allgemeinen bei der Bevölkerung wenig beliebten ostjüdischen Zuwanderer war, der jene Filme produzierte, die später dem Kollektivgedächtnis der Schweizerinnen und Schweizer als *die* Schweizer Filme schlechthin verhaftet blieben, entbehrt nicht einer gewissen Brisanz.

In der bildenden Kunst sind es die Namen der Maler und Karikaturisten Gregor Rabinovitch und Wladimir Sagal, die bereits zu Lebzeiten nationalen Ruhm erlangten. Beide waren als Pressezeichner für verschiedene Zeitungen tätig und erfreuten sich auch als Porträtisten grosser Beliebtheit.¹⁷

Die ostjüdischen Zuwanderer traten ausserdem im musikalischen Bereich besonders hervor. So waren die Mitglieder der Familie Rewinzon, die 1906 aus Jekaterinoslaw an die Limmat gekommen waren und ein kleines Orchester bildeten, in Zürich keine unbekannten Grössen. Josef Leib Rewinzon hatte unter anderem eine Anstellung im «Café Huguenin» an der Bahnhofstrasse. Auch Leon Guller, der Kapellmeister von «Les Diables Rouges», Alexander Hofstein, Pianist im «Zentralkino» an der Weinbergstrasse, und Bernhard Kofmann, angestellt als Musiker im Restaurant «Urania», waren zumindest in jüdischen Kreisen bekannte Namen. Sami Rosenstein veranstaltete in seinem «Grand Café Splendid» an der Beatengasse Konzerte, ebenso Joseph Rosen-



Jubiläumsfeier anlässlich des fünfzigjährigen Bestehens des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebunds (SIG) im Jahr 1954. Frau Glass, Frau Binder, Herr und Frau Issachar Wagschal, Cilly und Simon Gutglück-Richter, Abraham Glass sowie Josef Binder. Das Paar im Vordergrund ist unbekannt. (Privatbesitz Itta Shedletzky)

stein im «Vergnügungs-Etablissement Wintergarten». Eine weitere im damaligen Zürich bekannte Musikgrösse war Lazar Pugatsch, der Mitbegründer des «Ersten Jüdischen Kinderorchester-Vereins». Er komponierte unter seinem Namen sowie unter dem Künstlernamen «Etter» über 120 volkstümliche Schlager, die im Schweizer Radio und bei lokalen Veranstaltungen zu hören waren.¹⁸ Ebenso beliebt waren das «Orchester der Musikfreunde» unter der Leitung von Musikdirektor Arnold A. Fenigstein, der aus Warschau stammende Opernsänger Berek Leib Vogelneest alias Bernardo Bernardi sowie Kantor Meier Sakaschansky als Interpreten jüdischer und anderer Lieder.¹⁹

Ein ostjüdischer Zuwanderer aus Odessa beeinflusste das musikalische Leben in Zürich wesentlich: Es war der Violonist und Dirigent Alexander Schaichet (1887–1964), der unmittelbar vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 für einen Konzertauftritt in die Schweiz gekommen war. Er liess sich in Zürich nieder, wo er sich seinen Unterhalt mit privatem Musikunterricht sowie als Live-Musiker bei Stummfilmen verdiente. 1920 gründete er das «Kammerorchester Zürich» (KAZ), welches das erste und für längere Zeit einzige Kammerorchester in der Schweiz war.²⁰ Ab 1940 leitete er die Violin-Ausbildungsklasse der Musikakademie, die heute zum Konservatorium gehört.²¹

Neben den einzelnen ostjüdischen Künstlern zeichnete sich die ostjüdische Bevölkerung der Stadt Zürich durch ein reges Vereinsleben aus. Die Immigrantinnen und Immigranten aus dem Osten zogen es oft vor, ihre eigenen politischen, kulturellen und wohlthätigen Interessengemeinschaften zu gründen, viele davon mit zionistischem Hintergrund.

Auf wissenschaftlichem Gebiet waren es Kapazitäten wie der Mathematiker und Statistiker Manuel Saitzew (1885–1951), dem in den zwanziger Jahren an der ETH

Zürich ein Ordinariat verliehen wurde,²² oder der Chemiker und Nobelpreisträger Tadeusz Reichstein, der zum Ruhm Zürichs beitrug. Mehrere jüdische Zuwanderer, zu denen Sinai Tschulok, Max Husmann (1888–1965) und Max (Moses) Stern (1889–1943) gehörten, machten sich als Schulgründer in der Limmatstadt einen Namen. Unter diesen Schulen erlangten das Institut «Minerva», das «Juventus» und das von Stern gegründete Abendtechnikum Zürich grosses Ansehen. Die auffällige Häufung ostjüdischer Schulgründungen hatte vor allem auch damit zu tun, dass die Zugewanderten aus dem Zarenreich keine Anstellung in einer öffentlichen Schule erhielten.

Bilanz

Bei der Frage nach Identität und Kultur, dem Wohlbefinden und dem Beziehungsaustausch der ostjüdischen Zugewanderten mit der lokalen Bevölkerung ist zwischen der ersten und den weiteren Einwanderergenerationen zu unterscheiden. Die ersten ostjüdischen Zuwandererfamilien hatten oft grössere Schwierigkeiten, sich mit den örtlichen Bräuchen und Gesetzen zurechtzufinden, sofern sie sich den religiösen und/oder kulturellen Traditionen verpflichtet fühlten. Jenseits der Sihl entwickelte sich ein kleines ostjüdisches «Schtetl», eine kleine, mehr oder weniger in sich abgeschlossene Welt, die wenig durchlässig war für den kulturellen Austausch mit der Umgebung. Auch innerhalb der jüdischen Bevölkerung Zürichs hielten sich der Kontakt und der kulturelle Austausch in Grenzen. Vielmehr kam es zu Spannungen zwischen den neu zugewanderten Ostjuden und den bereits etwas länger ansässigen Westjuden. Die West- beziehungsweise Ostjuden liessen sich nicht nur in verschiedenen Teilen der Stadt nieder, sondern gründeten auch ihre eigenen Religionsgemeinschaften und Vereine.

Anders war es bei den künstlerisch und wissenschaftlich tätigen Zuwanderern. Diese Gruppe lebte den Traditionen im Allgemeinen wenig oder gar nicht nach und hatte entsprechend weniger Mühe, bei der lokalen Bevölkerung gesellschaftliche Akzeptanz zu finden.

Ähnlich präsentierte sich die Situation für die nachfolgenden Generationen, die in der Schweiz geboren wurden oder mindestens aufgewachsen waren, anders als für ihre Vorfahren: Da sie mit den lokalen Gegebenheiten vertraut waren und in der Regel auch Schweizerdeutsch sprachen, erfolgte in der Begegnung mit der einheimischen Bevölkerung praktisch automatisch eine gegenseitige Öffnung. Dies zeigte sich vor allem darin, dass sich die in Zürich geborenen Ostjüdinnen und Ostjuden nicht mehr nur in den traditionellen Stadtkreisen 3 und 4 niederliessen, sondern vermehrt auch in andere Stadtkreise zogen, und dass sie weniger die von der älteren Generation ausgeübten beruflichen Tätigkeiten übernahmen. Die jüngere Generation zog es vor, im kaufmännischen Bereich in einem Angestelltenverhältnis zu arbeiten.

Anmerkungen

- 1 Dabei gilt zu beachten, dass die als «ingesessen» geltende Bevölkerung selber teilweise erst wenige Jahre oder Jahrzehnte zuvor nach Zürich gelangt war.
- 2 Schmidt, Benjamin Marius: Gibt es eine koordinierend-integrale Intelligenz in den Mehrdeutigkeiten der Weltgesellschaft? in: Csáky, Moritz und Stachel, Peter (Hg.): Mehrdeutigkeit. Die Ambivalenz von Gedächtnis und Erinnerung, Wien 2003, S. 35–77, hier S. 17. Vgl. auch Hamann, Christoph und Sieber, Cornelia: Räume der Hybridität. Postkoloniale Konzepte in Theorie und Literatur, Hildesheim et al. 2002.
- 3 Diese Datenbasis diente als Grundlage für meine Dissertation, die 1998 unter dem Titel «Schtetl an der Sihl. Einwanderung, Leben und Alltag der Ostjuden in Zürich, 1880–1939» beim Chronos Verlag Zürich erschienen ist.
- 4 Vgl. Haumann, Heiko: Geschichte der Ostjuden, München 1990; Rhode, Gotthold (Hg.): Juden in Ostmitteleuropa. Von der Emanzipation bis zum Ersten Weltkrieg, Marburg 1989.
- 5 Vgl. Schwara, Desanka: Sprache und Identität: Disparate Gefühle der Zugehörigkeit, in: Hödl, Klaus (Hg.): Jüdische Identitäten. Einblicke in die Bewusstseinslandschaft des österreichischen Judentums, Innsbruck 2000, S. 41–169, hier S. 162 f.
- 6 Huser Bugmann (wie Anm. 3), S. 102.
- 7 Darin sind sämtliche Familienmitglieder enthalten, wogegen sich die Zahlen meiner Datenbank nur auf das Familienoberhaupt beziehen.
- 8 Vgl. Esser, Hartmut: Aspekte der Wanderungssoziologie. Assimilation und Integration von Wanderrern, ethnischen Gruppen und Minderheiten. Eine handlungstheoretische Analyse, Darmstadt-Neuwied 1980, S. 149 ff.
- 9 Vgl. Adressbuch der Stadt Zürich 1910.
- 10 Zum Thema «Identität aufgrund eines gemeinsamen Schicksals» vgl. Schwara (wie Anm. 5), S. 159.
- 11 Statuten der «Gemeinde Agudas Achim» aus dem Jahr 1918.
- 12 Es gehörte einem ostjüdischen Zuwanderer aus Schitomir, der um die Jahrhundertwende nach Zürich gekommen war und später noch drei weitere Kinos in der Stadt erwarb. StAZH, NN 6a 3, NN 6c 4 und «Film und Filmwirtschaft in der CH 1918–1968», S. 57.
- 13 Zur Einbürgerungsproblematik bei den Ostjuden vgl. Huser Bugmann (wie Anm. 3), S. 71–95.
- 14 Vgl. Schwara (wie Anm. 5), S. 162 f.
- 15 Josef und Lisa Kirschbaum kamen um 1905 nach Zürich und erhielten nur wenige Jahre später das Bürgerrecht der Gemeinde Schlieren, wo sie auch ein eigenes Haus erwarben. Zuvor lebte das Ehepaar an der Zurlindenstrasse in Zürich-Wiedikon, in einer Wohnung, die immer auch Anlaufstelle für Emigranten und Angehörige der linken politischen Bewegung war.
- 16 So kam es, dass 1913 mit der Eröffnung des Friedhofs der Agudas Achim am Goldackerweg in Albisrieden bereits der dritte jüdische Friedhof in der nächsten Umgebung Zürichs in Betrieb genommen wurde.
- 17 Huser Bugmann (wie Anm. 3), S. 149–151.
- 18 Ebd., S. 148.
- 19 Israelitisches Wochenblatt, Nr. 3, 17. 1. 1919.
- 20 Ebd., S. 21.
- 21 Gespräch mit Mirjam Forster-Schaichet; siehe ausserdem Dumont, Hervé: Das Zürcher Schauspielhaus von 1921 bis 1938, Lausanne 1973, S. 113, sowie Naegele, Verena: Irma und Alexander Schaichet. Ein Leben für die Musik, Zürich 1995, S. 11 ff.
- 22 Kamis-Müller, Aaron: Antisemitismus in der Schweiz 1900–1930, Diss. Universität Zürich 1990, S. 337 ff.